

Oktober 2013

76

Ritter Siegismund
Philipp, ein Lausbub?
Tonia weiss es besser

Drei Kamingeschichten

M E D I U M

ANTWORTEN AUF DAS WOHER UND WOHIN DES
MENSCHEN AUS GEISTCHRISTLICHER SICHT

Ritter Siegismund, der Siegreiche

Keuchend haben die Knappen die drei schweren Truhen die steile Wendeltreppe hinunter geschleppt. Neben der Pforte aus massivem Eichenholz stellen sie sie ab. Sie stecken die brennenden Pechfackeln in die Halterungen an der Wand. Sie warten geduldig, bis der fast blinde Verwalter drei langhalsige Schlüssel von dem Ring gefingert hat, den er am ledernen Leibriemen stets bei sich trägt. Er probiert sie umständlich stochernd aus, findet zu jedem der drei schmiedeisernen Schlösser den passenden und dreht sie mit knochiger Hand mehrmals um. Breite Riegel schiebt er zurück, und knarzend lässt sich die Tür weit öffnen.

„Stellt die Kisten hierher und dann verschwindet“, bellt er die Knappen an, mit seinem kahlen Schädel nach links hinten nickend.

Jetzt ist er allein im Schatzkeller. Was hat Ritter Siegismund, der Siegreiche, wohl diesmal von seinem Beutezug herbringen lassen? Mit Kennerblick betrachtet er die eisernen Beschläge der Truhen, streicht fast zärtlich über ihre gewölbten Deckel. Schon streckt er die Hand aus - da laufen quiekend riesige schwarze Ratten direkt vor seinen Füßen herum. Frech glotzen sie ihn mit ihren dunklen Knopfaugen an. Ratten! Vor nichts ekelt sich der Alte mehr als vor diesen langschwänzigen Biestern. Krachend wirft er die Pforte zu. Krachend schiebt er die eisernen Riegel vor, verschliesst mit den Schlüsseln die drei Schlösser und hastet, sich noch immer vor Abscheu schüttelnd, die Wendeltreppe empor. Erst oben im Burghof kann er wieder ruhig atmen.

Ritter Siegismund, der Siegreiche, hat wacker gekämpft. Nur - siegreich war er heute nicht. Er hat nicht bedacht, dass unter den Klosterbrüdern auch welche sein könnten, die sich nicht nur aufs Beten sondern auch auf den Umgang mit Waffen verstehen. Dieser hoch gewachsene Bruder Lambertus zum Beispiel, der sonst so friedfertig in seiner dunklen, wollenen Kutte umherging. Wer hätte geahnt, dass der sein Kloster so zäh und geschickt bis zum letzten Blutstropfen verteidigen würde?

Ritter Siegismund ist nicht mehr der Jüngste. Kampferprobt zwar, aber nicht mehr so flink und wendig wie noch vor Jahren. Mit Gicht in den Knochen und dröhnendem Kriegsgeschrei im Mund hat er gekämpft. In

Bruder Lambertus aber hat er einen zu starken, zu jungen und zu erbitterten Gegner gefunden.

Aber was soll's. Er hat erobert, was er erobern wollte. Auf das Kloster selbst pfeift er. Zu kalt, zu kahl, zu feucht ist es für seinen Geschmack. Aber die ergiebige Silbermine und die Weinberge mit den akkurat angepflanzten, sorgsam gepflegten Rebstöcken, sie haben es ihm angetan - und natürlich der Schatz des Klosters.

Ritter Siegismund, der Sieggewohnte, hat genau ausspionieren lassen, wie ihn zu holen ihm glücken könnte. Lange hat er den Raubzug geplant. Jedes Risiko bedacht, jeden Schritt gründlich überlegt. Nichts hat er dem Zufall überlassen. Viele Stunden hat er oben im geliebten Turmzimmer der Burg verbracht. Von jedem der Fenster kann er bis zu den fernen Bergen, die den Horizont umrahmen, alles sein Eigen nennen. Alles, bis auf diese heiss begehrte Silbermine und die klösterlichen Rebberge gen Westen. Nun gehören auch sie ihm, endlich, und auch der Schatz des Klosters.

Was spielen da die paar Schrammen und Wunden für eine Rolle, die er im Kampf mit dem Pfaffen abbekommen hat? Das klaffende Loch in seiner Brust? Pah! Es sieht zwar bedrohlich aus, würde aber sicher heilen, so wie all seine Blessuren aus vergangenen Kämpfen geheilt waren und beeindruckende Narben hinterliessen. Nicht einmal ein Kleinkind würde wegen solch eines Loches sein Leben aushauchen. Meint er.

Der Kampf ist also vorbei, die Knappen haben die Truhen wie befohlen in dem Schatzkeller abgestellt, die Fackeln brennen blakend. Ritter Siegismund, der Sieger, entledigt sich der höchst unbequemen Rüstung, stellt sie scheppernd in die Ecke. Sofort wird sie von den schwarzen, knopffägigen Langschwänzen zum Tummelplatz erkoren. Der Ritter beachtet sie nicht, er betrachtet entzückt seine jüngste Beute:

Becher und Kelche aus massivem Silber oder gelbem Gold, reich verziert...

Mit bunten Edelsteinen bestückte Kruzifixe...

Zart filigranes Geschmeide...

Matt und sanft schimmernde Perlen, zu prachtvollen Ketten aufgereiht...

Münzen, geprägt aus schierem Gold und Silber...

Ritter Siegismund, der Siegtrunkene, greift sich ein Teil nach dem anderen, wägt und schätzt seinen Wert. Er sortiert und ordnet. Er häuft Juwelen und Münzen zu beachtlichen Haufen, und zuckt erschreckt zusammen, als ein kalter Luftzug ihn trifft.

Schwager Bertram hat die Tür der Schatzkammer aufgestossen und steht geisterhaft und leichenfahl im Türrahmen. Mit fiebrigen Augen überfliegt er die auf dem Boden ausgebreiteten Kostbarkeiten, dann tritt er zögernd vor und begehrt mit kaum vernehmbarer Stimme:

„Ich habe für dich gekämpft, an deiner Seite, auf deinen Befehl. Steht mir da nicht ein gerechter Teil von all dem hier zu? So war's doch Brauch von alters her und gilt wohl auch noch heute.“

Siegismund, der Siegreiche, mustert den Schwager mit kaltem Blick, herrscht ihn ungehalten an:

„Du hast gar nichts zu beanspruchen, du weißt sehr wohl, warum. Du scheinst vergessen zu haben, was du mir angetan und womit du dich in meine Hand begeben hast. Du bist mir auf Gedeih und Verderb ausgeliefert, lieber Schwager, und hast zu tun, was ich von dir verlange. Zu gehorchen hast du mir, bedingungslos.“

„Kannst du denn nicht endlich vergessen und verzeihen? Habe ich nicht oft genug Reue gezeigt und viele Jahre Buße geleistet? Hab ich nicht beinah all mein Hab und Gut dir abgetreten? Wie oft musste ich Aufträge für dich ausführen, bei denen du dir die Hände nicht schmutzig machen mochtest? Bin ich dir nicht auch heute wieder im Kampf treu zur Seite gestanden, dein Leben mit dem meinen verteidigend?“

Einem langen Schweigen folgt die Antwort brummend:

„Na gut, heute war ich zufrieden mit dir. Für heute will ich nicht denken an das, was war. Es war ein schwerer Kampf und ein ordentliches Mahl steht uns wohl an. Geh und gib dem Koch Bescheid. Er soll auftragen, was Küche und Keller hergeben. Mein Appetit ist gewaltig.“

Bertram, der Schwager, gehorcht und Siegismund, der Siegverwöhnte, wendet sich wieder seinen eroberten Reichtümern zu.

Viel Zeit vergeht und noch immer nicht hat der Koch mit dem Gong zum Essen gerufen, das doch längst fertig sein musste.

Ungehalten, um nicht zu sagen wütend, erscheint der Ritter in der russgeschwärtzten Küche. Auf dem langen, mit Sand blank gescheuerten Tisch stehen weite Schüsseln mit aufgeschnittenen Bratenstücken in

fettiger Sauce. In geflochtenen Körben türmt sich kräftiges, dunkles Brot. Der dicke Koch, seine jungen Gehilfen und einige der Mägde sitzen auf den grob gezimmerten Bänken, langen herzhaft zu. Aus bauchigen Flaschen wird grosszügig eingeschenkt. Man lacht und scherzt und singt derbe Lieder.

„Hei, geht's uns gut heut'“, gröhlt ein angetrunkener Knecht, „so gut wie nie zu Lebzeiten unseres knauserigen Herrn. Möge er in der Hölle schmoren, der Geizhals! Der Raffzahn!“

Siegismund, der Siegreiche, ist entsetzt.

„Was heisst hier zu Lebzeiten? Ich bin quicklebendig, wie du gleich erfahren wirst“, brüllt er und verpasst dem Knecht mit dem ungewaschenen Maul schallende Ohrfeigen rechts und links auf die stoppelbärtigen Wangen.

Hört ihn der Kerl denn nicht? Waren die Ohrfeigen nicht hart genug? Noch einmal klatsch, klatsch, aber wieder keine Reaktion. Nicht einmal mit einem kurzen Wimpernzucken wird er für seine Mühe belohnt.

Siegismund pflanzt sich drohend vor dem Koch auf, stellt ihn zur Rede, fordert zu erfahren, warum man hier so fürstlich tafle statt ihm die köstlichen Speisen oben in der Halle aufzutragen. Der Koch mampft gelassen weiter. Fett rinnt über sein rosiges Kinn, sammelt sich zu Tropfen, die auf die ungebundene fleckige Lederschürze fallen. Von dem Geschrei seines Herrn nimmt er nicht die geringste Notiz, stopft sich erneut den Mund voll, spült mit gierigen Schlucken Wein nach, rülpst laut und vernehmlich. Das Zechen und Lachen und Singen geht munter weiter.

Der Ritter verteilt weiter seine Backpfeifen, zieht Ohren lang und länger, reisst an den Zöpfen der Mägde. Aber niemand fühlt sich schlecht behandelt. Der Burgherr scheint Luft zu sein für sein Gesinde. Was ist bloss in dieses Pack gefahren, das doch sonst bereits bei den leisesten Hieben aufjaulte? Rasend vor Zorn stürzt Siegismund, der im Moment nicht ganz so Siegreiche, aus der Küche. Im Turmzimmer oben wird er sich angemessene Züchtigungen und hübsche Strafen ausdenken müssen. Ein solch ungebührliches Benehmen, eine derartige Respektlosigkeit kann er sich nicht bieten lassen.

In der kühlen Eingangshalle und nicht nur hier, trifft er auf blassgraue Gestalten in meist schäbigen Kleidern. Kennt er nicht diese da oder jene dort? Auf den steifen, hochlehnigen Stühlen haben sie lümmelnd Platz genommen und benehmen sich, als seien sie hier zu Hause. Sie hocken in lockeren Grüppchen auf dem Steinboden. Manche lungern herum und betatschen

neugierig alles, was ihnen vor die Finger kommt. Sie streiten sich um die besten, bequemsten Plätze. Zwei Kerle stehen vor einem Gemälde und starren den lebensgroß dargestellten Urgrossvater von Siegismund, dem Siegreichen, an. Finster und hochmütig blickt der aus seinem wuchtigen Rahmen herab und hofft, mit seinen pompösen Gewändern jeden Betrachter nachhaltig beeindruckend zu können. Die Kerle jedoch zeigen mit den Fingern auf ihn und verkünden dröhnend laut allen im Raum Anwesenden, dass dieser Schurke sie einst auf nicht gerade zimperliche Art ins Jenseits befördert habe. Möge sein Blut vertrocknen und seine Seele verdorren - dieser Erzgauner, Räuber und Brandschatzer!

„Wer seid ihr? Was habt ihr hier zu suchen? Wer hat euch hereingelassen? Wie konntet ihr an den Wachen vorbei gelangen? Ich habe euch nicht hergebeten. Ihr habt hier nichts zu suchen. Also raus mit euch, oder ich hetze meine Wachen und Hunde auf euch.“ Hell und grell ist des Ritters Stimme, selbst in dieser haushohen Halle nicht zu überhören.

Eilig huschen die davon, die auch früher schon devot und duckmäuserisch waren. Manche bewundern ihn noch immer, fallen demütig vor ihm auf die Knie, mit gebeugten Rücken.

Aber die meisten lassen sich nicht einschüchtern von gebrüllten Drohungen. Es wird gelästert und verhöhnt. Es werden schwerste Beschuldigungen erhoben, Vergeltung und Genugtuung gefordert.

Ein Hüne von einem Mann löst sich aus der Gruppe, nähert sich erhobenen Hauptes, baut sich vor dem Burgherrn auf und legt seine Pranke auf dessen Schulter. Er atmet tief durch und beginnt eine längere Rede:

„Nein, geladen hast du uns nicht, das stimmt. Aber wir sind schon länger hier als du ahnst, nur konntest du uns nicht sehen, genau wie deine Wachen uns nicht sehen können. Deine Männer und Hunde magst du ruhig auf uns hetzen, sie werden uns nicht gefährlich. Schwere Tore und mächtige Mauern sind für Menschen ein Hindernis, nicht jedoch für uns. Wo wir rein wollen, da kommen wir auch rein. Selten verwehrt man uns den Zugang, selten werden wir weggewiesen. Was wir hier zu suchen haben, begehrt du weiter zu wissen? Es gefällt uns einfach hier, das ist alles. Solange wir friedlich bleiben und niemandem Schaden zufügen, dürfen wir bleiben. Und das wollen wir gerne und möglichst lange. Es ist nämlich sehr angenehm, in einer Burg zu wohnen. Viel bequemer als in

den primitiven Hütten, in denen wir früher hausen mussten. Viel geruhsamer haben wir es hier, als auf unseren armseligen Höfen, die regelmässig heimgesucht wurden von deinen Mannen. Sie haben uns gestohlen, was wir zum Leben dringend benötigt hätten. Es hat euch nicht gestört, dass wir gähnend leere Bäuche hatten und unsere Kinder nicht alt wurden. Von den Schlachtfeldern, auf die man uns mit unseren simplen Knüppeln und Hacken getrieben hat, will ich gar nicht reden, sonst steigt nur glühende Wut in mir hoch. Und wie äußerst unterhaltsam es ist, die Menschen in dieser Burg zu begleiten und zu beobachten bei Tag und in der Nacht. Auch du Ritter Siegismund hast uns viel Ergötzliches geboten. Ein Ausbund an Tugendhaftigkeit und Ehrbarkeit warst du wahrhaftig nicht. Und was du in deinem Turmzimmer alles ausgeheckt und angezettelt hast! Beachtlich, beachtlich!“

„Halt ein mit deinem lästerlichen Geschwätz, oder ich werde dir dein freches, vorlautes Maul stopfen lassen“, schreit Siegismund unbeherrscht und dicke, blaue Zornesadern schlängeln sich über seine Schläfen.

„Ich werde zu dir reden, wie und so oft es mir passt, denn ich habe dir noch so einiges vorzuhalten“, grinst der Hünenhafte mit verächtlich nach unten verzogenen Mundwinkeln. „Du magst fliehen vor mir, wohin du willst, du entkommst mir nicht und einigen anderen auch nicht. Wir fordern Sühne und Genugtuung von dir und mögen noch so viele Jahre verstreichen bis du sie uns gewährst. Wir haben Zeit“, ruft er Siegismund, dem wieder mal nicht Siegreichen, höhnisch zu.

Aber da hat der längst die Flucht ergriffen, hinauf in sein geliebtes Turmzimmer, von dessen Fenstern er seine bis zum fernen Horizont reichenden Ländereien überblicken kann, zu denen endlich auch die just eroberte Gewinn verheissende Silbermine und die schmucken Rebberge des Klosters gehören. Hier wähnt er sich sicher vor unverzeihlichen Schmähungen und vor unverschämter Respektlosigkeit. Hier wird er sich drastische Strafen und schmerzende Züchtigungen ausdenken für dieses Gesindel in seiner Burg.

Aber Kampf und Verwundungen und erst recht die unerklärlichen Erlebnisse der letzten Stunden fordern ihren Tribut. Er legt sich erschöpft auf sein Lager nieder und verfällt sofort in einen langen, tiefen, traumlosen Schlaf. Nach dem allmählichen Erwachen reckt und streckt er sich ausgiebig, gähnt noch einmal mit weit gerundetem Mund. Wie lange mag sein Schlummern gewährt haben? Er weiss es nicht, hat jedes Zeitgefühl verloren.

Er fühlt sich wieder frisch und munter, so recht aufgelegt zu neuen Taten. Er tastet nach der Wunde in seiner Brust, von der er meinte, ein kleines Kind würde sie spielend überleben. Und siehe, sie ist fast verheilt an seinem Leib. Höchste Zeit, dass er in seiner Burg nach dem Rechten sieht!

Hier geht alles drunter und drüber!

Des Ritters halbflügge Söhne haben ihrem strengen Erzeuger nur einige pflichtschuldige Tränen nachgeweint. Niemandem müssen sie jetzt mehr gehorchen. Endlich können sie ihrem Lebensdrang freien Lauf lassen. Sie tun dies mit ungebremster Hingabe und Ausdauer. Sie reiten und jagen. Sie üben sich in kleinen Plündereien und im Erobern von Weiberröcken. Ganz nach dem Vater seien sie geraten, flüstert man in den umliegenden Dörfern und Weilern. Auch bei ihm sei manch eine holde Jungfer oder dralle Maid nach einer Begegnung mit Siegmund, dem auf allerlei Gebieten so Siegreichen, nicht mehr so gewesen wie vordem.

Auch Frau Gunhildis vermag mit ihrer scheuen Zartheit nichts auszurichten bei ihren heranwachsenden Söhnen und auch nicht beim Gesinde. So verschwindet mal ein Wäschestück hier, ein silberner Kerzenleuchter oder ein Schmuckstück dort. In der Küche bedient man sich ohne nachhaltige Gewissensbisse bei Eiern, Broten, Würsten, Schinken oder Wein. Man wird bald mutiger. Mal ist's jetzt schon ein Hühnchen, ein Zicklein oder ein Lamm, das den Besitzer wechselt. Frau Gunhildis lebt zurückgezogen in ihren Gemächern und widmet sich mit Fleiss und Stetigkeit der Gestaltung eines wandhohen Gobelins und betet.

Derweil haben sich im Burghof Freier eingefunden, buhlen in erbitterten Turnieren um die Gunst der noch sehr ansehnlichen Burgherrin. Wie viel leichter wäre es doch für sie, sich in ein gemachtes Bett legen zu können, als eine Burg im Sturm erobern zu müssen. Frau Gunhildis lässt sich nur kurz und anstandshalber blicken bei den tollen Ritterspielen, die man um ihr zu imponieren im Burghof austrägt. Den üppigen Gelagen und bis zum Morgengrauen währenden wüsten Zechereien bleibt sie stets sittsam fern.

Nicht so Ritter Siegmund.

Nach Rache steht sein Sinn. Diesem frechen Pack, das sich in seiner Burg breit gemacht, wird er Beine machen. Ha, welch eine Wonne wird es

ihm, Siegmund, dem Siegentschlossenen, sein, diese Turnierkämpfer im Burghof in die Flucht zu schlagen. Diese Schmarotzer mit den Bäuchen voller Begierden! Sein Weib Gunhildis gehört ihm! Alles gehört ihm und nur ihm, und niemand soll wagen, ihm zu entreissen, was er erkämpft, erschlichen und zusammen getragen.

Aber es ist so eine Sache mit seiner Rache.

Bei dem lärmigen Treiben während des Tages hat Siegmund nicht die geringste Möglichkeit sich bemerkbar zu machen. Er mag schreien, sich abmühen und erhitzen, man nimmt keine Notiz von ihm. Aber in den Nächten, in den Stunden tiefer Stille, da stellen sich zaghaft erste Erfolge ein.

Eine seltsame Entdeckung hat er nämlich gemacht: Wenn er sich an die Mauern und Wände seiner Burg lehnt, spürt er, wie eine sonderbare Kraft ihn überkommt. Wenn er Möbel und Gegenstände berührt, die Schätze in der Schatzkammer... wenn er sich die hohen Bilder seiner finster dreinblickenden Ahnen anschaut... wenn er in seine früheren Gewänder schlüpft... wenn er in der Waffenkammer in die steifen, ehernen Rüstungen steigt, mit den Waffen hantiert... aus allem strömt ihm diese neue Kraft entgegen. Mit wonniger Freude und drängender Gier saugt er sie auf. Mit dieser Kraft sollte es ihm doch möglich sein, sich bemerkbar zu machen und zu zeigen, wer hier Herr ist in seiner Burg.

Also zieht sich der Ritter seine schwersten Stiefel an und trampelt auf den Holzböden herum. In der Waffenkammer holt er sich schwere eiserne Ketten und rasselt mit ihnen von Raum zu Raum. Er kann auch schon mal eine Ritterrüstung von ihrem Sockel stossen, einen leeren Helm über den Boden kullern lassen. Er vermag die knarrenden Türen weit auf zu reissen und sie krachend wieder zu fallen zu lassen.

Der Spuk gelingt ihm nur für kurze Augenblicke, aber die genügen ihm, denn endlich gelingt es ihm, sich Gehör zu verschaffen.

Angst und Schrecken ergreift zuerst einige Damen, die sich zitternd und schreiend die Bettdecken über die Ohren ziehen. Den ein oder anderen Freier beschleicht ein mulmiges Gefühl, aber sie geben sich mutig und aufrecht. Sie denken nicht daran, das warme Nest zu verlassen.

Die Söhne betrachten das Poltern als ausserordentlich grossen Spass und willkommene Abwechslung.

Die blassgrauen Gestalten amüsieren sich prächtig.

Frau Gunhildis, die nachts, wenn der Schlaf sie meidet, bei Kerzenschein gerne betet, nimmt ihren Gemahl gar ab und zu schemenhaft in ihrer Kammer wahr, und versinkt sogleich in tiefe Ohnmacht.

Lange treibt Siegmund, der jetzt wieder Siegreiche, Nacht für Nacht sein Unwesen und triumphiert.

Allmählich verliert er jedoch die Freude an seinen Poltereien. Diese Bilder und Stimmen sind dran schuld, die er einfach nicht loswerden kann. Wenn er die Wände eines Raumes berührt, bekommt er nämlich auch alles zu sehen, was sich in diesem Saal, in dieser Halle, in dieser Kammer zu seinen Lebzeiten abgespielt hat. Er sieht die Menschen, die hier ein- und ausgingen. Wie in einem Film laufen die Ereignisse von einst an ihm vorbei. Einige bereiten ihm auch heute noch Freude und er würde sie gerne wiederholen. Andere machen ihn ausgesprochen verdrießlich. Zieht er sich seine feinen Gewänder an, in denen er Audienzen abgehalten, erscheinen die Bittsteller wieder von einst. Diese Bäuerlein etwa, die um Stundung ihrer Pachtschulden flehten und natürlich nicht erhört wurden... Die Vasallen, die um Vorrechte und Privilegien vorsprachen, die er ihnen nicht zugesprochen hatte... Schwager Bertram, der um Verzeihung flehte, die er nie bekam... Die Frauen, die um Geld bettelten, um ihre Kinder ernähren zu können, auch sie hatte er abgewiesen.

Siegismund presst seine Fäuste auf Augen und Ohren. Die Bilder weichen nicht, und die Stimmen schweigen nicht. Schlüpft er in seine prachtvollen Festtagsgarderoben, erlebt er, wie er sich damals in ihnen bewegte, was er in ihnen unternahm. Steigt er in eine seiner alten Rüstungen, wird er wieder zu Ritter Siegmund, dem Siegreichen, der er früher war. Er sieht sich wieder bei seinen Raub- und Beutezügen, er kämpft hauend und stechend, begegnet seinen Widersachern und seinen Opfern.

Mit all seinen Taten und Vergehen, mit all seinen Worten wird er konfrontiert, immer und immer wieder. „Wie kann das sein? Warum muss ich das alles sehen und hören und erleben?“

Sollte Bruder Lambertus, dieser Pfaffe, mich im Kampf getötet haben? Aber die Wunde, die er mit zugefügt, ist doch bestens verheilt. Ich kann nicht tot sein, unmöglich! Ich sehe doch die Menschen und höre sie. Ich

bewege mich frei in meiner Burg, kann alles anfassen. Es gehört mir ja alles noch, alles. Warum bringt man mir dann nicht Achtung und Respekt entgegen, wie es sich geziemt? Warum nimmt man nur in den stillen Stunden der Nacht Notiz von mir? Wenn ich nicht mehr Ritter Siegmund sein sollte, wer bin ich dann?“

Ungewöhnliche Fragen sind es, die sich der Burgherr stellt, und sich nicht beantworten kann.

Ist es da verwunderlich, wenn er immer verdriesslicher wird und zorniger?

Er will nicht ständig auf sein Leben zurückschauen müssen.

Das ist überflüssig, lästig und ermüdend.

Er will, dass diese Schmarotzer seinen Hof verlassen, und zwar für immer.

Er will, dass sich sein Gesinde wieder an Zucht und Ordnung erinnert.

Er will, dass das blassgraue Pack aus seiner Burg verschwindet und zwar sofort.

Viel zu lange haben sich diese grässlichen Gestalten überall breit gemacht und benehmen sich, als seien sie zuhause in diesen Mauern.

Mit ihnen glaubt er leichtes Spiel haben. Ihnen wendet er sich zuerst zu. Er verscheucht sie barsch von den Treppen, jagt sie rücksichtslos aus dem Rittersaal, der Waffenkammer und der Empfangshalle. Sie verziehen sich murrend und unwillig und kehren zurück an ihre Plätze, sobald ihnen der Ritter den Rücken zuwendet. Oder andere rücken nach, die wiederum vertrieben werden müssen.

Das Katz- und Maus-Spiel lässt Siegmund, den Siegwollenden, erst recht böse werden. Er drischt wutentbrannt mit harten Fäusten auf die Gestalten ein. Er ringt sie mit roher Gewalt nieder, verprügelt sie und tritt nach ihnen mit seinen festen Stiefeln. Er schleudert sie gegen die Wand. Er wirft mit schweren Gegenständen nach ihnen. Er greift sich die eisernen Ketten und lässt sie auf sie niedersausen.

Da ist ein Aufschreien vor Entsetzen.

Da ist ein Aufkreischen vor Angst und Schmerz.

Der Ritter kennt kein Erbarmen mit seinen Opfern.

In wilder Tobsucht greift er zum Kurzschwert

und will sich auf sie stürzen...

Da steht Bruder Lambertus vor ihm! Er packt den Arm, der schon zum Schwung ausholte. Er umklammert und drückt ihn mit solch enormer Kraft herab bis der tobsüchtige Ritter sein Schwert sinken lässt und auch den erlahmenden Arm.

Siegismund will sich zähnefletschend auf seinen Bezwinger stürzen und kann es nicht. Er will auf ihn eindreschen, ihn mit seinen Stiefeln traktieren und vermag sich nicht zu rühren. Er steht, als habe er Wurzeln geschlagen bis tief in den Boden hinein. Er kann keinen Schritt mehr tun, nicht mehr kämpfen.

Jetzt ist er es, der aufschreit vor namenloser Fassungslosigkeit und betäubender Angst.

Jetzt ist er es, der in wilder Panik aufkreischt:

„Du elender Pfaffe! Glaube ja nicht, dass ich mich so schnell geschlagen gebe. Ich habe dich schon einmal besiegt, und gleich werde ich es wieder tun. Damals trugst du statt deiner wollenen Kutte immerhin eine Rüstung, und wurdest von mir bezwungen. Da soll mir dein zugegebenermaßen hübsches leichtes Gewand, das du da an hast, ein Hindernis sein? Sollen diese läppischen Goldborten dich schützen oder diese Glitzersteinchen? Hast du Pfaffe vergessen, dass Ritter Siegismund, der Siegreiche, vor dir steht?“

Dröhnende, markige Worte quellen aus des Ritters Mund. Schon will er sich niederbeugen, um sein Schwert wieder zu ergreifen und zum Kampf zu schreiten...

Er ruckt und zuckt in ungelungenen Bewegungen. Er krümmt und windet sich und kann doch keinen Fuß vor den anderen setzen. Ohnmächtige Wut lässt den Ritter aufheulen:

„Welch gemeine Spielchen treibst du mit mir, Pfaffe? Wie kannst du dich erdreisten, so mit mir umzugehen? Hast du verlernt, dich anständig zu verteidigen mit ehrlichen Waffen?“

Ernst und sehr eindringlich blickt Bruder Lambertus den Tobenden an, spricht ruhig und gelassen:

„Meine Waffen sind nicht mehr die, mit denen ich früher kämpfen musste. Meine Waffen sind nun anderer Art und dir noch fremd. Aber sie sind wirkungsvoller, als du noch ahnst. Ich brauche weder Schwert, weder Säbel oder Degen. Mit höherer Macht hat man mich ausgestattet.“

„Ein rechter Schelm und Scharlatan muss das gewesen sein, der einem unbedeutenden, Litaneien leiernden Klosterbruder wie dich mit dieser angeblichen Macht betraute! Gab er dir auch das Recht, mich so zu entwürdigen und zu erniedrigen? Was habe ich mit ihm zu tun? Was sollte ich ihm angetan haben? Bin ich nicht der Herr dieser Burg? Habe ich nicht das Recht, hier zu schalten und zu walten, wie es mir passt?“ zischt Siegismund.

„Als Mensch hattest du die Freiheit, so zu handeln, das stimmt. Du hattest aber auch die Möglichkeit, dich anders zu verhalten. Du hast sie nicht ergriffen. Du hättest gütig und grosszügig sein können, hilfsbereit und verzeihend. Aber du warst es nicht. Du warst hartherzig und ohne Mitleid, hast andere ins Verderben getrieben, sie der Armut preisgegeben. Schwere Verbrechen hast du begangen statt edler Taten. Es ist nicht meine Aufgabe, über dich zu richten, das behält sich ein Höherer vor. Aber ich darf und muss dich mahnen, damit du einsichtig wirst und deine Vergehen bereust.“

„Ich habe mir nur genommen, was mir nach hart errungenen Siegen zustand. Ich bin Siegismund, der Siegreiche! Ich bin der rechtmässige Herr dieser Burg und all ihrer Schätze. Ich dulde nie und nimmer, dass sich dieses Gesindel, dieses Pack in meiner Burg herumtreibt und sich benimmt, als gehöre alles ihm“, verteidigt sich Siegismund.

„Dieses Gesindel, wie du es nennst, darf hier sein. Aus vielerlei Gründen ist es mit dieser Burg verbunden und vermag sich noch nicht zu lösen von diesem Ort - noch nicht. Solange diese Wesen friedlich sind und niemandem Schaden zufügen, dürfen sie hier weilen, bis sie nachdenklich werden und sich nach einem anderen Leben sehnen. Du darfst sie nicht verletzen, nicht an ihrer Seele und nicht an ihrem Seelenkörper.“

„Jaja, aufs Predigen versteht ihr Klosterbrüder euch, das muss man euch lassen. Ich werde dieses Lumpenpack nicht dulden in meinen Mauern, möge es auch noch so friedlich sein. Ich werde es verjagen, so oft ich will, und du, Paterchen, wirst mich nicht daran hindern können“, höhnt der Ritter laut und selbstbewusst.

„Du irrst, Siegismund. Du irrst gewaltig! Von meinem hohen Herrn und Meister habe ich den Auftrag und die Macht, dich an die Schwelle dieses Rittersaals zu bannen, bis du ruhiger und einsichtiger wirst, dein schändliches Leben überdenkst und deine Taten bereust. Ich werde in regelmäßigen Abständen bei dir vorbeischaun. Der Herr ist sehr gütig und gnädig und bereit, dir zu verzeihen. Aber du musst den ersten Schritt tun.“

Denke über dein Leben nach, es ist dir oft genug vor Augen geführt worden. Denke an die, denen du Schaden an Leib und Leben zugefügt. Denke an die, die dich um Hilfe ersucht, dich um Verzeihung angefleht haben. Denke nach, Bruder. Denke nach, was du anders und besser hättest tun können und bitte um Verzeihung.“

Da sitzt er nun, Siegismund, der Ritter, gebannt auf der fußhohen, steinernen Schwelle der Halle. Er kann nicht fort von diesem Ort, so verzweifelt er es auch versucht. Er sitzt und erfährt, was es heißt, gebannt zu sein. Finster blicken seine Ahnen aus ihren wuchtigen Rahmen auf ihn hernieder.

Welch Demütigung, am Eingang zu dem Saal hocken zu müssen, in dem er einst als stolzer Ritter unterwürfige Vasallen, ausgebeutete Lehensträger, Hungerleider, Bettler und nörgelnde Weiber empfangen hat!

Welche Schmach, sich hier ducken zu müssen, wo er hohe Würdenträger empfing oder Seinesgleichen begrüßte.

Welche Erniedrigung, hier kauern zu müssen, wenn diese Freier mit ihren Bäuchen voller Begierden an ihm vorbeigehen, ohne ihn eines Blickes zu würdigen!

Welche Kränkung, wenn seine lebhungrigen Söhne ihn übersehen, wenn sie die Halle betreten oder verlassen!

Welche abgrundtiefe Nichtachtung, wenn die Dienstboten und Knechte sich neben ihn auf die Schwelle setzen und dreiste Reden führen, als könne er sie nicht hören!

Welch eine große Gleichgültigkeit ihm gegenüber, wenn die Mägde mit den struppigen Reisigbesen den Staub zu Wolken aufwirbeln lassen, die ihm den Kopf umnebeln.

Welch eklige Augenblicke, wenn die Hunde an dem Türrahmen ihr Bein heben und ihn besprühen!

Welche Qual, tagein, tagaus dem krabbelnden Ungeziefer ausgesetzt zu sein, das ihn umsurrt und sticht und piekst!

Siegismund will weg von diesem unsäglichen Ort - am liebsten in sein geliebtes Turmzimmer mit der prächtigen Rundsicht über seine Länderein, die sich bis zum fernen Horizont erstrecken und weit noch darüber hinaus.

Aber er ist gebannt und kann nicht weg.

Er versucht sich zu befreien, er bäumt sich auf, er strafft und windet sich und bleibt doch mit den Füßen fest gebunden an seinen Platz.

Er droht denen grässliche Bestrafungen an, die an ihm so achtlos und respektlos vorbei gehen. Er tobt und zetert und klagt.

Bruder Lambertus kommt oft vorbei, wie er's versprochen. Jedes Mal verheißt er dem Ritter Vergebung und Befreiung von seiner Pein und von seinem Leid, sobald er Reue verspüre und um Verzeihung flehe. Dann spricht er ein kurzes Gebet, wendet sich traurig ab und geht.

Unerbittlich oft werden Siegismund Bilder aus seinem Leben vorgehalten. Er schliesst die Augen, um sie nicht mehr sehen zu müssen. Er presst die Handballen auf die Ohren, will diese anklagenden Stimmen nicht mehr hören. Aber er kann sich ihnen nicht entziehen. Er muss sie erdulden, ob er will oder nicht.

So vergehen lange, quälend lange Zeiten.

Siegismund beginnt endlich nachzudenken. Zeit hat er fürwahr genug, wenn Ruhe eingekehrt in seiner Burg und niemand ihn belästigt, erniedrigt und quält. Ganz langsam nur dämmert dem Gebannten, dass er dies oder jenes in seinem Leben vielleicht hätte anders angehen sollen.

Vielleicht den Frauen geben, was sie brauchten, um ihre Kinder vor dem Verhungern zu bewahren?

Vielleicht dem einen oder anderen Bäuerchen die Pachtschulden stunden oder sogar erlassen?

Vielleicht gar Schwager Bertram verzeihen, der gegen ihn gefehlt? Sein Schwager Bertram - war sein Vergehen wirklich so schlimm, so unverzeihlich? Hatte er, Siegismund, nicht anderen Gleiches und noch Schlimmeres angetan? Eigentlich war ihm doch nur ein unbedeutender Schaden entstanden, den er mit lockerer Leichtigkeit hätte verkraften können. Warum hat er Bertram, dem Bruder seiner zartempfindenden Frau Gunhildis, nicht grossmütig verziehen? Er bedauert es nun.

Den Bauern den Zins erlassen, damit sie anständig leben konnten mit ihren Familien? Was hätte es ihm ausgemacht? In seiner Schatzkammer hätten auch ohne diese lachhaft kleinen Beträge noch genügend Reichtümer gelegen.

Was hat er nicht alles unternommen, um zu diesem Reichtum zu kommen! Geplündert, geraubt, erpresst und sogar gemordet hat er. Frau Gunhildis hatte ihm zu seinen Lebzeiten zaghaft Vorwürfe zu machen gewagt und war von ihm grob in die Schranken gewiesen worden. Wie oft und tief hatte er sie verletzt und ihr die Achtung verwehrt, die ihr doch eigentlich als Mutter seiner Söhne gebührte. Diese Söhne, auf die er so stolz gewesen, weil sie so kühn und skrupellos zu werden versprochen, wie er es gewesen und die nun auf dem besten Wege waren, das gleiche Unheil über die Menschen der umliegenden Weiler und Dörfer zu bringen wie einst er.

Ein Lebensbild nach dem anderen dringt auf ihn ein, wird von ihm aufmerksam betrachtet und erwogen. Dann verblassen sie allmählich und verflüchtigen sich endgültig, nachdem er ihren Sinn schließlich erfasst hat. Immer häufiger plagen ihn nun nebst der Hitze der Sommer, den eisigen Wintertagen und den anderen Widrigkeiten quälende Schuldgefühle und schamgeborene Reue.

Erst bemerkt er es gar nicht: Er kann sich raumgreifender räkelnd recken und lustvoll strecken. Seine Bewegungsfreiheit wird grösser. Erste zaghafte, unsichere, tapsige Schritte vermag er nun schon zu gehen. Er wird mutiger und steigt beinahe stolpernd über die knöchelhohe Steinschwelle, auf der er so lange bewegungslos verharren musste. Ungelenk und steif ist noch sein Gang durch die hohe Halle und die Treppe hinauf zu dem Gemach seiner Frau Gunhildis.

Sichtlich gealtert ist sein sittsam braves Weib, fast zur Gänze ergraut ihr streng geflochtenes Haar. Der erholsame, erquickende Schlaf meidet sie noch immer. Ein wärmendes Tuch hat sie sich umgelegt, eine Kerze angezündet, die die Kammer mit ihrem schwachen flackernden Schein spärlich erhellt. Sie kniet trotz ihres inzwischen ehrwürdigen Alters auf ihrem hölzernen, harten Betschemel. Immerhin gönnt sie nun ihren Knien die Wohltat eines weichen Polsters. Sie ist in tiefe Andacht versunken. Ihren Gemahl bemerkt sie nicht. Ganz still sitzt er auf dem mit rotem Samt bezogenen Stuhl. Er fühlt sich seltsam wohl und zufrieden in ihrer Gegenwart. Ein sehr angenehmes Gefühl, das er sich öfter gönnen will.

Und so kommt er Abend für Abend in ihre Kammer und lauscht ihren leise gemurmelten innigen Worten. Heisse Tränen rinnen ihm über die eingefallenen Wangen, wenn sie für ihn, ihren einstigen Gemahl, im

Namen Jesu Christi um Gnade, Erbarmen und Vergebung seiner unrühmlichen Taten fleht und um Führung und Segen für ihre Söhne, die längst verehelicht und Kinder gezeugt, die ihrerseits bereits Zucht und Ordnung schmerzlich vermissen lassen.

Beinahe jeden Abend trifft Siegmund auch Bruder Lambertus bei Frau Gunhildis an. Er grüsst den Ritter kurz mit klarem Blick, kniet dann neben Frau Gunhildis nieder und betet gemeinsam mit ihr. Bald kann auch Siegmund nicht anders - er spricht ihre Worte leise nach. Wie wohl ihm das tut! Wie befreit er sich fühlt! Wie erleichtert und stark und beinahe froh!

Der Winter hat seinen Einzug gehalten und die Natur in eine weisse, watteweiche Decke verpackt.

Klirrend kalt und sternenklar ist die Nacht. Frau Gunhildis ist heute Nacht nicht wie üblich in ihrer Kammer. Auf ihr Geheiss wird von den Stallburschen ihr Pferd für sie gesattelt. Wärmende, bodenlange Pelze werden ihr umgelegt. Dann sitzt sie auf und prescht davon über die mit silbrig glitzerndem Schnee bedeckten Felder und Wiesen. Wo will sie hin bei diesem unwirtlichen Wetter, zu so später Nachtstunde? Ängstlich folgt ihr Ritter Siegmund. Anderen Reitern begegnet er und tief verummten Gestalten, die zu Fuß unterwegs sind. Sie alle streben dem Kloster zu und betreten einer nach dem anderen die mit unzähligen Kerzen erhellte Kapelle. Jeder nimmt still seinen ihm angemessenen Platz ein. Die Mönche des Klosters haben sich im Altarraum versammelt und singen mit wohltönenden Stimmen. Eine wundersame Schwingung herrscht im kargschön geschmückten Gewölbe. Siegmund würde sie gerne in vollen Zügen geniessen, wenn da nicht wieder diese grauen Gestalten wären, die ihn anstarren mit anklagenden Blicken. Er erinnert sich fast aller und senkt beschämt den Blick auf den mit schweren Steinplatten belegten Boden. Da sind die bitterarmen Bauern und die von ihm ausgepressten Pächter, die abgewiesenen Bittsteller und speichelleckenden Vasallen, die im Kampf Getöteten, oder Gefangenen, die geschlagenen Mägde und entehrten Frauen.

So schwer es ihm fällt, Siegmund weiß, was er jetzt zu tun hat. Mit äusserster Mühe überwindet er seinen Stolz. Mit tief geneigtem Haupt bittet er jeden einzelnen um grossmütige Verzeihung und huldvolle Vergebung für einst von ihm begangenes Unrecht.

Von einigen wenigen wird sie ihm gewährt. Aber es sind derer viele, denen blanker Hass und kochende Wut noch die Seele zerfrisst. Sie wollen

bedeutend mehr als ihrer Meinung nach schlaffe Handschläge und hohltönende Worte. Sie dürsten nach Wiedergutmachung, Zahn um Zahn, um Vergeltung Aug' um Auge, und dauere es bis in nebeldunkle Ferne.

Diese schicksalhaften Verstrickungen aus seinem Leben auf Erden!

Diese verhängnisvollen Verbundenheiten mit den Menschen, denen er in seinem Leben begegnet!

Wie würden die sich lösen können?

Wie würde er wieder gut machen können, was er so gedankenlos verfehlt?

Wenn er noch einmal leben dürfte auf Erden, würde er so vieles anders machen.

Würde er, Ritter Siegismund, der Siegreiche, je die Gelegenheit dazu bekommen?

Und wenn die Rollen dann dereinst vertauscht wären? Wenn er vielleicht nicht mehr Ritter Siegismund, der Siegreiche wäre sondern ein von ihm Geknechteter etwa, oder ein geschundener Pächter, ein armseliges Bäuerlein gar?

Siegismund ahnt, dass er gründlich über vieles wird nachdenken müssen.

Erschöpft und entmutigt lehnt er sich an eine der kaltfeuchten Säulen. Da sieht er mit jähem Erschrecken seinen Schwager Bertram näher treten. Reuig stumm und um Verzeihung heischend, streckt Siegismund dem Schwager seine zittrige Rechte entgegen. Leicht zögerlich wird sie von Bertrams knochigen Fingern umschlossen.

Ein bedeutsamer Schritt ist getan.

Mächtig erschallen Gesang und Orgelklang und lassen die Seelen aller Anwesenden erzittern.

Es ist Weihnachten, das Fest der Liebe, der Versöhnung und des Heils.

Philipp, ein Lausbub?

Philipps Eltern haben lange gespart. Endlich haben sie sich ein Haus in einem hübschen kleinen Dorf gekauft. Sie wollen noch einiges daran ändern, den Garten neu gestalten und einen Sitzplatz anbauen. Aber das hat Zeit bis nach dem Umzug.

Philipp ist ganz und gar nicht begeistert. Was soll er in einem Kuhdorf? Ohne seine Freunde von der Clique? Mit ihnen hat er immer was Aufregendes unternommen. Im Stadtpark, in den Kaufhäusern oder um den Bahnhof herum. Es gab so viele Möglichkeiten etwas umzuwerfen, Leute zu ärgern, sich auch mal das Taschengeld aufzubessern. Er ist nie erwischt worden, und darauf ist er ganz besonders stolz.

Ein Leben in einem Dorf kann sich Philipp mit dem besten Willen nicht vorstellen. Soll er vielleicht Kühe hüten, an Misthaufen schnuppern und dicke lästige Fliegen fangen? Total doof wird das werden und zum Gähnen langweilig!

Immerhin hat er jetzt ein grosses, helles Zimmer mit Balkon und eine eigene Dusche. Müde von dem langen Umzugstag schlüpft er unter die Bettdecke. Er schläft sofort ein. Nur einmal wacht er kurz auf. Er hat geträumt, aber nicht so wirres Zeug wie sonst schon mal.

Ganz deutlich sah er eine strahlend helle Gestalt. Sie war schlicht gekleidet, wirkte aber trotzdem sehr edel und vornehm. Sie schaute Philipp mit großen dunklen Augen ernst an und sagte:

„**Beginne** jetzt ein neues Leben, Philipp. Nutze deine Chance. Ich bin immer bei dir.“

Aber Philipp ist noch viel zu schläfrig, um über seinen Traum nachzudenken.

Am nächsten Morgen geht Philipp in die neue Schule. Das bedeutet neue Lehrer und neue Mitschüler.

In keinem einzigen Fach hat er Probleme. Er lernt wie immer gerne und sehr schnell. Die wenigen Hausaufgaben sind rasch erledigt.

Aber danach?

Kein Park, in dem man Mülleimer ausleeren oder Spaziergänger anpöbeln kann.

Kein Markt, wo es etwas zu stibitzen gibt.

Keine Hochhäuser, in denen er auf so viele Klingelknöpfe drücken und dann schnell verschwinden kann.

Keine Schwarzfahrten mit der Strassenbahn.

Kein dies und kein das.

Echt öde dieses neue Leben! Ehrlich!

Bald ist er der Klassenbeste. Neue Freunde bringt ihm das aber nicht ein. Von den Mitschülern wird er als Streber und Klugscheisser gehänselt. Die sind doch nur neidisch, denkt Philipp und lässt sich nichts anmerken. Das lässt sein Stolz nicht zu.

Aber immer mehr Fahrräder neben dem Pausenplatz haben einen Plattfuss.

Wie kommt im Umkleideraum der Turnhalle Wasser in die abgestellten Schuhe?

Immer öfter geschieht Merkwürdiges und Unangenehmes.

Philipp ist sehr schlau und sehr vorsichtig. Er passt gut auf, damit ihn niemand sieht.

Hat ihn wirklich niemand gesehen?

Eine Lehrerin ahnt, wer hinter diesen Streichen steckt. Sie trifft eines Tages Philipps Mutter im Dorfladen und äussert ihren Verdacht.

Was? Ihr Junge soll Kinder aus den unteren Klassen gepiesackt und schikaniert haben? Unmöglich! Ihr Philipp ist vielleicht ein kleiner Lausbub, aber welcher Junge in seinem Alter ist das nicht? Ist er auch nur einmal auf frischer Tat ertappt worden? Hat die Lehrerin etwa Zeugen oder Beweise?

Nein? Na also!

Philipp wird mutiger.

Dem Blödmann von einem Nachbarn könnte er doch mal eins auswischen. Der reklamiert nämlich ständig bei seinen Eltern, weil sie an den Wochenenden im Haus und im Garten herum werkeln. Dabei haben sie nur dann Zeit.

Spät am Abend schleicht er zum Hühnerstall des Bauern, öffnet leise das Türchen - und der Fuchs lässt nicht lange auf sich warten.

Auf Philipp fällt natürlich kein Verdacht. Es hat ihn ja niemand beobachtet.

Wirklich niemand?

In einem baufälligen Haus am Ende des Dorfes wohnt eine alte Frau. Ihr Rücken ist so krumm, dass sie nur nach unten schauen kann. Beim Gehen stützt sie sich schwer auf ihren Stock.

Philipp hat sich hinter einem dichten Busch versteckt

„Hexengretel! Hexengretel!“ ruft Philipp ihr nach, gerade so laut, dass sie ihn hören muss. Böse droht sie mit ihrem Stecken in seine Richtung. Da wirft er mit Steinen nach ihr. Einer trifft sie am Kopf. Blut rinnt über ihre Schläfe bis hinunter zum Hals.

Die 'Hexengretel' beschwert sich weinend beim Direktor der Schule. Der erinnert sich an den Verdacht seiner Kollegin. Er bittet Philipp zu sich in sein Büro und stellt ihn zur Rede.

„Nein, Herr Direktor, ich bin das wirklich nicht gewesen“, behauptet Philipp mit beleidigter Miene und seinem unschuldigsten Augenaufschlag. „Das war dieser Mustafa aus der sechsten Klasse. Ich war ganz in der Nähe und habe genau gehört, wie der die Schimpfworte gerufen hat. Und die Steine hat auch er geworfen, nicht ich. Ich habe ihm sogar noch gesagt, dass er das lassen soll. Er hat aber nicht auf mich gehört.“

Der Direktor glaubt Philipp. Also bekommt Mustafa gehörig Schelte vom Direktor und am Abend von seinem Vater eine ordentliche Tracht Prügel.

Es ist Herbst geworden. Nasse Nebel umwabern das Land. Die Grippe sucht ihre ersten Opfer. Sie findet auch Philipp. Er liegt mit leichtem Fieber im Bett - und träumt.

Da ist sie wieder, diese helle feine Gestalt. Wieder schaut sie Philipp mit dunklen Augen an.

„Ach, Philipp. Du meinst, niemand habe dich gesehen oder dich gehört? Da irrst du dich gewaltig. Ich war immer in deiner Nähe. Ich habe alles beobachtet, was du angestellt hast. Ich habe alles gehört, was du gesagt hast. Manches mag ja so gerade noch als Lausbubenstreich durchgehen. Nicht aber das, was du der Bäuerin angetan hast. Es waren ihre Hühner, die der Fuchs geholt hat. Jetzt kann sie nur noch wenig Eier auf dem Markt in der Stadt verkaufen.“

Diese alte Frau, 'Hexengretel' hast du ihr nach gerufen, sie hat es nicht leicht gehabt in ihrem Leben. Warum bist du ihr nicht freundlich

begegnet? Warum hast du ihr nicht deine Hilfe angeboten und ihre Einkaufstasche getragen? Du hast sie an ihrem Körper und an ihrer Seele verletzt. Das wiegt sehr schwer in meinem Reich.

Mit Mustafa hättest du Fußball oder sonst etwas spielen können oder ihm bei den Hausaufgaben helfen. Er ist zu Unrecht hart bestraft worden, weil du gelogen hast. Diese Ungerechtigkeit macht ihm schwer zu schaffen. Auch seine Seele hast du verletzt.

Bitte mache nicht so weiter. Werde nicht noch mutiger. Du bist alt genug, um deinen Verstand zu gebrauchen. Denke nach, bevor du etwas anstellst. Je älter du wirst, umso mehr Verantwortung musst du für deine Taten übernehmen. Alles was du tust oder auch nicht tust, alles was du sagst und manchmal auch nur denkst, alles wird aufgezeichnet und gespeichert, ganz ähnlich wie auf deinen Videokassetten. Nichts wirst du einmal abstreiten oder leugnen können. Du wirst alles wieder gut machen müssen. Entweder in deinem Leben auf dieser Erde oder später in unserem Reich. Aber vergiss nie: Du bist nicht alleine. Wenn du mich rufst, werde ich zu dir kommen. Wenn du mit mir redest, werde ich dich hören. Wenn du mich um Hilfe bittest, wirst du nicht vergebens bitten.“

„Wer bist du?“, flüstert Philipp und weiß gleich selbst die Antwort auf seine Frage: Das war sein Schutzengel!

Als seine Grossmutter noch lebte, hat sie oft abends an seinem Bett gesessen. Sie hat nie vergessen, seinem Schutzengel für seinen Segen und für seinen Schutz zu danken. Sie bat ihn in ihren kurzen innigen Gebeten, immer an Philipps Seite zu bleiben. Aber die Grossmutter ist schon vor langer Zeit gestorben und niemand hat nach ihrem Tod mit ihm gebetet. An seinen Schutzengel hatte Philipp bald nicht mehr gedacht.

Nach diesem Traum aber wird er ihn unmöglich noch einmal vergessen können. Philipp schämt sich, schämt sich so sehr. Sein Kopfkissen bekommt runde feuchte Flecken. Sein Schutzengel soll ihn nicht noch einmal so streng tadeln und ermahnen müssen.

Philipp lernt zum Glück gerne und schnell.

Tonia weiss es besser

Ja, als Opa noch lebte, da war alles besser. Viel besser sogar. Er hatte immer Zeit für Tonia, seine kleine Zuckerm Maus. Immer, immer, immer. Aber Opa ist ganz plötzlich gestorben. „Wo ist Opa jetzt?“ fragt Tonia. „Opa ist im Himmel. Da geht's ihm bestimmt gut“, versichert Paps. „Opa ist jetzt ein Stern am Himmel“, behauptet Mami.

Opa ein Stern am Himmel? Tonia schaut am Abend zum Himmel hoch. Da oben sind so viele Sterne. Alle so unendlich weit weg! Die flimmernden, winzig kleinen, die grösseren, heller leuchtenden, und auch der, der so besonders schön strahlt. „Mami, welcher Stern ist Opa?“

Mami arbeitet für eine grosse Modezeitschrift. Sie telefoniert mit Hinz und Kunz und Meier und Müller, mit aller Welt halt. „Tonia, frag mir jetzt bitte keine Löcher in den Bauch! Du siehst doch, ich habe viel zu tun. Ich muss übrigens gleich noch mal weg. Treffe wichtige Leute. Bin wahrscheinlich nicht vor Mitternacht zurück. Im Kühlschrank ist genug zu essen und geh' nicht so spät ins Bett, versprochen? Ich verlasse mich auf dich, mein grosses Mädchen.“

Paps fragen? Völlig sinnlos. Er ist Sportreporter. Fussball, Fussball und nochmals Fussball. Bei allen möglichen Turnieren muss er dabei sein. Zuhause braucht er unbedingt seine Ruhe, um seine Berichte zu schreiben. „Tonia, meine Kleine, stör' mich jetzt bitte nicht. Ich muss noch heute Abend diesen Artikel für die Morgenzeitung fertig haben.“

Und schon fliegen seine Finger wieder über die Tasten des Computers. Tonia weiss Bescheid. Heute wird wieder keine Geschichte vorgelesen, kein Liedchen zusammen gesungen, kein kleines Gebet gesprochen, es gibt kein Knuddeln und auch keinen Gute-Nacht-Kuss.

„Ach Sternopa, wo bist du? Ich vermisse dich ganz arg“.

Jetzt ist Tonia alleine in der grossen Wohnung. Statt wie früher mit Opa fröhlich und gemütlich zu Abend zu essen, liegt Tonia mit Pommes-Chips und Cola auf dem Sofa und starrt in den Fernseher, bis die Augen fast eckig zu werden drohen.

Irgendwann, es ist schon sehr spät, schlurft Tonia in ihr Zimmer und schlüpft ins Bett, vergräbt sich unter der daunenweichen Decke.

„Ach, Opa, halt dir mal ganz fest die Ohren zu. Deine Zuckerm Maus muss unbedingt eine Runde heulen!“

Am nächsten Morgen.

Tonia saust ins Schlafzimmer der Eltern, ohne anzuklopfen.

„Mami, Paps, wacht auf! Ich hab' was ganz Tolles geträumt! Stellt euch vor, Opa war bei mir!“

Eigentlich sah er ja so aus wie früher, nur irgendwie jünger und nicht mehr so runzlig. Ein weites, langes Kleid hat er angehabt. Das war ganz fein bestickt mit Blumen und Blättern. Und erst den Gürtel hättest du sehen sollen, Mami! Ich glaube, da waren Edelsteine aufgeklebt, rote, grüne und blaue. Wirklich toll sah er aus, ehrlich, Mami. Er hat mich ganz ganz lieb angeschaut und mir zugewinkt, und dann ist er wieder in ein wunderschönes Licht verschwunden.'

Hat Mami überhaupt zugehört? Sie blinzelt Tonia verschlafen an. Gähnt, gähnt, gähnt.

„Ach Kind“, nuschelt sie am Kopfkissen vorbei, „lass mich noch eine Stunde schlafen! Bitte sei vernünftig, meine Grosse. Erzähl' mir deinen Traum später, ja?“

Paps Nacht war so kurz wie Tonias abgenagten Buntstifte. Keine Chance, ihn für ihren Traum zu interessieren.

Bleiben noch ihre Freundinnen nachher in der Schule. Oder ihre Lehrerin. Wenn die ihr aber nicht glauben, vielleicht sie auslachen?

Nein!

Am Nachmittag eine kurze Nachfrage von Mami:

„Wie lief es in der Schule, Tonia? Alles in Butter, sagst du? Wunderbar. Ich bin ja so froh, dass du uns keine Probleme machst. Ich muss heute Abend noch nach Mailand fliegen, zu einer Modeschau. Du weisst ja, dass du jederzeit zu Frau Hunken rüber gehen und auch über Nacht bei ihr bleiben kannst. Sie freut sich doch immer, wenn du kommst.“

Paps ist natürlich längst wieder unterwegs, bei einem Fussballmatch, oder in der Redaktion, oder sonst wo.

Mamis Grosse und Paps Kleine ist nicht zu Frau Hunken gegangen. In ihrem Zimmer hat sie die Fenster weit geöffnet. So kann sie vom Bett aus den Sternenhimmel sehen.

„Gute Nacht, Opa. Kommst du heute Nacht wieder im Traum zu mir? Bitte, lieber Opa! Bitte, bitte, lieber, lieber Opa!“

Opa war doch immer da für Tonia. Er ist es auch in dieser Nacht. Auf Opa ist eben Verlass. „Hallo, meine süsse Zuckermaus. Komm, gib mir mal deine Hand und halte sie ganz fest. Ich habe eine Überraschung für dich.“

Wie im Flug kommen sie zu einer wunderschönen Blumenwiese. Kein Zaun schnürt sie ein, nur viele bunt blühende Büsche bilden eine lockere Grenze. Prächtig leuchten ihre Blüten, in Farben, die Tonia noch nie irgendwo gesehen hat. Und dieser feine Duft!

Jede Menge Kleinpferde spielen hier oder grasen friedlich. Ihr Fell glänzt im strahlenden Sonnenlicht, schwarzbraunsilbrig oder braunsilbrigschwarz oder silbrigschwarzbraun. Ihre Augen verschwinden unter langen Stirnmähnen. Können die Tiere da überhaupt was sehen?

Drei Pferdchen haben Tonia jedenfalls trotz Augenvorhang gleich entdeckt. Sie traben heran, tänzeln um sie herum, stupsen sie sanft mit ihren samtweichen Mäulchen und schnauben:

„Komm, reite auf uns! Hab’ keine Angst! Auf unseren Rücken bist du sicher. Halte dich ruhig an unseren Mähnen fest, das tut uns nicht weh. Na, komm schon, steig auf.“

Was sagt Opa dazu? Gar nichts. Er schmunzelt nur und nickt jaja.

Opa faltet seine Finger zu einem Steigbügel und schon sitzt Tonia auf dem schwarzbraunsilbrigen Pferderücken. Langsam und bedächtig geht das Tier. Seine schwarzen Hufe wissen genau, wo sie hintreten, Tonia soll sich doch sicher fühlen. Die hält sich anfangs noch ängstlich an der Mähne des Pferdchens fest, erwischt auch mal eins der spitzen Pferdeöhrchen. Den Schwarzbraunsilbrigen stört das gar nicht. Er trottet ruhig an den Blütensträuchern entlang.

Eine Runde, noch eine Runde und noch weitere Runden.

Endlich wieder bei Opa angekommen, kniet das Pferdchen nieder, streckt seinen schlanken Hals, legt den Kopf auf das weiche Gras. Tonia kann bequem zu Boden rutschen und strahlt. Genau wie Opa.

„Na, kleine Zuckermaus, das ging doch schon ganz gut!“

Der Braunsilbrigschwarze drängt sich vor, wiehert leise: „Jetzt bin ich aber an der Reihe. Nur, bitte, Tonia, fass’ nicht meine Ohren an, da bin ich so schrecklich kitzelig.“

Wieder geht es an den blühenden Hecken vorbei, erst langsam, dann rascher, noch etwas flotter, und noch schneller.

„Opa, hast du gesehen? Ich kann reiten! Ich kann wirklich reiten! Ich habe mich auch nicht ein einziges Mal am Öhrchen vom Silbrigschwarzbraunen halten müssen.“

„Ja, ja, Zuckermaus, du machst das wirklich prima! Ich bin sehr stolz auf dich.“

Das dritte Pferdchen, das silbrigschwarzbraune, wartet schon ungeduldig. Es scharrt mit den Hufen, es schnaubt, lässt seinen Schweif temperamentvoll hin und her peitschen.

Im Hui sitzt Tonia auf seinem Rücken. Wer hat denn das Gatter geöffnet? Jetzt geht's über saftige Wiesen und abgeerntete Felder, mit Schwung über ein silberhelles Bächlein, den schattigen Waldrand entlang.

Oh, ist das ein Spaß!

Der lange Schweif des Pferdchens und Tonias mit einem Band gebändigte Haare fliegen um die Wette im Wind.

Wieder zurück bei Opa bäumt sich der Silbrigschwarzbraune hoch, hoch auf, strampelt mit den Vorderhufen in der Luft.

Tonia lässt die Mähne los und kann bequem über Kruppe und Silberschweif runter ins weiche Blumengras plumpsen. Sie lacht und lacht und lacht...

Ihr Kopfkissen ist ganz nass geworden von den vielen Glückstränen.

„Mami, Paps, wo seid ihr? Ich hab’ wieder was ganz Tolles geträumt!“

Ach, wie dumm. Tonia hat total vergessen, dass Mami ja in Mailand ist, Paps bestimmt längst unterwegs.

Ihren Traum Frau Hunken erzählen? Die ist ja schwer okay, wirklich. Aber mit Träumen muss man ihr nicht kommen, wirklich nicht. Und mit einem Opa und mit Pferden im Himmel schon gar nicht.

Aber morgen ist ja Sonntag. Vielleicht haben Mami und Paps dann Zeit für Tonia.

Tatsächlich! Paps hat im Restaurant „Zur goldenen Sonne“ einen Tisch reservieren lassen und Mami und Tonia zu einem ausgiebigen Brunch eingeladen. Ein phantastisches Frühstücksbuffet ist aufgebaut. Tonia hat sich ihren Teller randvoll beladen.

Jetzt muss sie ihren Traum aber unbedingt erzählen.

„Opa ist gar nicht tot und er ist auch kein Stern am Himmel“, behauptet sie mampfend. „Er hat mich mitgenommen zu einer Pferdekoppel. Da waren ganz viele kleine Pferdchen. Auf Trippeltrappel habe ich reiten dürfen und dann auf Kitzelöhrchen und auch noch auf Silberschweif. Ihr könnt euch gar nicht vorstellen, wie toll das war. Opa hat mir versprochen, dass er mich wieder abholen wird. Im Himmel gäbe es noch viel mehr und ganz tolle Überraschungen, hat er gesagt. Ich bin ja sooo neugierig, was er damit gemeint hat.“

Paps kaut sich durch ein saftiges Steak und einen riesigen Salatberg.

„Meine Kleine, ich glaube, du sitzt zu lange vor dem Fernseher. Du solltest mehr Sport treiben. Aber reiten kommt nicht in Frage, das ist viel zu gefährlich für kleine Mädchen. Lass dir gesagt sein, ich weiss, wovon ich rede.“

Mami spiest bedächtig ein Garnelenschwänzchen auf ihre Gabel und nippt vorsichtig an ihrem Glas mit Weisswein.

„Tonia, Schätzchen, sei vernünftig. Im Leben kann man es sich nicht leisten zu träumen. Träume sind Schäume. Sie bedeuten gar nichts. Du meinst, Opa sei im Himmel und es gebe dort Pferde, auf denen man reiten kann? Wer weiss denn schon, ob es im Himmel überhaupt so etwas gibt? Vergiss das alles lieber. Ich sag' dir nochmal, Träume sind Schäume, die bedeuten gar nichts.“

Tonia schweigt. Sie weiss es besser. Viel besser sogar!

Nachwort

Im Hintergrund der Spukgeschichte von Ritter Siegismund steht ein medial vermittelter Vortrag von Josef vom 8.2.1964 (Gebundenes Leben und seine Befreiung, veröffentlicht in GW 8/1964, S. 55 – 60). Sie ist frei gestaltet, greift aber Motiv und Gedankengut des Vortrags auf. Sie erhebt keinen Wahrheitsanspruch im engeren Sinn. Die beiden anderen Geschichten sind frei empfunden.

Früher durfte ich so manchen Vortrag von Lene und Josef in Zürich oder Flims miterleben. Meine Kinder waren damals noch klein und ich wäre sehr froh gewesen um Bilderbücher oder Erzählungen, die ihnen die geistigen Inhalte ihrem Alter entsprechend hätten näher bringen können. Vielleicht geht es Ihnen heute ähnlich wie mir damals?

Die ‚Kamingeschichten‘ möchten verleiten zum Vorlesen, Erzählen, Träumen und Diskutieren mit Ihren Kindern, Enkeln oder Patenkindern...

EVA SCHIFFER